

101

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(Nachdruck verboten.)

Umsonst führte sie die Susanne zum Bänkefänger; Gabriele hörte nicht zu, lachte nicht über die entsetzliche Morthat, die er fistulirend absang, so gerne sie sonst lachte, dachte kaum daran, den üblichen „Kram“, die Kleinigkeiten zu erstehen, die jeder heimbringen muß. Die Susanne mußte es für sie besorgen und that's, innerlich empört über solche Theilnahmslosigkeit. Aber sie hatte doch wieder ein gewisses Mitleiden mit dem Mädchen; vielleicht war's krank? Denn allerdings hielt Gabriele die Augen weit offen; aber sie sah nicht, wer sie grüßte, erwiderte nichts, sprach man sie an. Vor ihren Blicken stand immer noch die bunte Scheinwelt, in die sie kaum geguckt und nach der sie wieder alles hinstieg. Dazu zog mit dem Abend ein schweres Wetter näher, sie ahnte es, denn eine dumpfe Schläffigkeit der Glieder, eine zuckende Ermattung der Sinne überkam sie dann immer vorher und lähmte sie mit süßen Schauer.

So gingen sie heim; die Straße war amoch öde; nur wenige Wagen verließen die Stadt, fast niemand von denen, die zu Fuß gekommen; denn für sie beginnt erst mit sinkender Nacht die beste Lustbarkeit. Sie nahmen den Nichtsteig, an den Fabriken vorüber, dann dem Werkkanal entlang, über grüne Wiesen, durch sahle Stoppelfelder. Der Lärm der Stadt verbräuselte hinter ihnen, aber die Susanne merkte bekümmert, wie ungleich ihre Begleiterin die Füße setzte, wie sieberhaft sie athmete. Manchmal mußte sie gar stehen bleiben und spähte dann heiß und sehnsüchtig nach rückwärts. Die Magd verschwendete vergeblich ihre Beredsamkeit, ihre Künste; keine versing. Nur einmal gedachte sie des Zirkus: da faltete Gabi die Hände unter der jungen Brust und stöhnte so tief und leidvoll, daß die Susanne erschrocken ablenkte.

Sie kamen nach Hause. Im Hofe stand die Tante und spähte nach den verödeten Bänken unter den Nußbäumen aus. Mit ihrem reichen, grauen, glatt gescheitelten Haar, das ein rothes, frisches und dennoch strenges Gesicht umschloß, der hohen Backschürze, dem feierlichen Schlüsselbunde an der Hüfte sah sie ehrfurchtgebietend genug und dennoch wieder entsetzlich nüchtern aus. Sie trat ihnen einen bemessenen Schritt entgegen: „Hast Dich gut unterhalten?“ Gabriele faßte nach ihrer Hand, wollte sie küssen: „Ach Mutter!“, und der süße Name sprang ihr zum ersten Male von freien Stücken und herzlich über die Lippen. Frau Salome wehrte ab: „Lass das. Ich mag das nicht. Erzähle gelassen. Was war?“ — „Ach Tante!“ — Da wurde die Frau zornig: „Erzählen sollst Du, verstehst? Hast wahrscheinlich alles Geld verthan, das man Dir mitgegeben hat?“ Gabriele erlebte; mit rascher und heftiger Bewegung griff sie in die Tasche und warf die Münzen, die ihr geblieben, der Tante vor die Füße. Die zuckte mit keiner Wimper, nur den Zeigefinger erhob sie bedeutsam: „Niederknien und aufheben.“ Das Mädchen zauderte, und die Susanne wollte sich behende für sie büden. „Nicht Du. Ich befehl's kein andermal.“ und in alter Widerstandslosigkeit gehorchte Gabriele, die vor Scham vergehen zu müssen glaubte. Denn Rupert war dazugekommen und verfolgte höhniisch das Ganze mit Blicken. Salome aber ließ sich nicht stören: „Bist fertig? Zähl's. So — und wieviel Groschen hast schon in Deinem Leben verdient, daß Du so mit dem Gelde herumschmeißt? Jetzt geh', aber denken sollst Du mir an den Tag, so lang daß Du lebst.“

Und gedacht hat die Gabriele Wagner erst in jenem Winter, dann ihr ganzes kurzes Leben durch viel an jenen Tag. Sie hatte Zeit genug dazu; denn der Herr Glogar kam nur noch einmal in der Woche und bewunderte viel zu sehr und trug ihr Lob viel zu laut im Dorfe herum, als daß er ein Wort des Tadels gegen sie gewagt hätte. Kam etwas davon dem Franz zu Ohren, dem gegenüber Herr Glogar sehr schweigsam war, dann klagte der wohl: „Und da kann man nicht zu; da sitzt der Drache vor dem heben Schatz!“ Die Spinnstubengespräche freuten sie nicht mehr; aber was jemals darinnen vorgekommen, das hatte ihr nun Körperhaftigkeit gewonnen, und sie träumte wachend wie im Schlafe davon. Aber der Zirkus war ihr doch das Wichtigste. Erstand er ihr, dann wurde sie roth. Dann

sah sie sich nämlich, angethan wie die Reiterinnen, in die Manège sprengten. Brausender Jubel begrüßte sie, die sich schöner wußte als Alle, die sie dort gesehen; Blumen wurden auch ihr geworfen, Fanfaren erklangen, und ihre starke Stimme überrückte den schwachen Ruf Eduard Böhm's, des Verschollenen, der ihr noch nicht gänzlich verstummt war.

Sie war viel krank in jenem Winter. Um ihre Augen lagen Ringe, ihre Stimmung wechselte unberechenbar, und ihr Gesichtchen war fast bleich wie Wachs. Man rief den Physikus; der wußte keinen bestimmten Rath; er war überhaupt kein Mensch, der sich gerne auf Erörterungen einließ, und meinte, für das eigentliche Heilmittel sei Gabriele noch zu jung und schwächlich. Frau Salome verstand ihn nicht; nur ehrliche Angst litt sie um das Mädchen. Sie entband es aller seiner Pflichten, und so konnte Gabriele ungestört brüten, ungestört — sie hatte die erste Scham rasch genug verwunden — Fußhändchen und Kopfsneigen für sich probiren, wie sie's gesehen und wie es ihr so gefallen. Man hatte, damit sie eine Pflegerin bei der Hand habe, ein blutjunges, bildhübsches Mädchen, das kaum erst auf den Hof gekommen, in die Küche gebettet. Der Marie nun schloß sie sich mit unbedingter Neigung an; mit ihr betete sie heimlich den Rosentanz, vertiefte sich in die Mystik des Heiligen-Kultus und versuchte auf alle Weise, sich über die Zeit hinwegzuhelfen, die ihr nun eine Wartezeit schien, die sie von etwas Großem trennte. Wobon aber? Das wußte sie nicht. Jedoch, gerade diese Ungewißheit war ihr recht und: Es kam — sie wußt's. Aber was ihr diese Erregung, diese Pein und diese Seligkeit bereitet, das war ihr dunkel. Und dennoch hätte sie's selbst erkennen mögen, selbst daran, daß ihr das kleine Leben um sie, wie früher verhaßt, so nun ein Eckel geworden, selbst daraus, wohin sie ihre Neigung so allgewaltig zog: das Blut Therese Wagner's regte sich in ihr, ein Wildbach, den man nicht abgelenkt noch gebändigt, nur gestaut und erzürnt hatte. Nun hob er sich in seinen Dämmen und grollte übermächtig nach einem Ausweg — und wäre es selbst ein Sprung in den Abgrund gewesen, darin er die Mutter begraben, dahin die Tochter zu verstorzen er sich eben anschickte. . . .

VIII.

Noch kein Winter war Gabrielen so rasch vergangen, wie dieser mildeste aller, die sie in Unter-Heinzenwald verbracht. Endlos war jede einzelne Stunde; in fast athtenloser Hast drängten die Wochen und die Monate einander. Und immer fester und gespenstlich lebhaft war das Empfinden in ihr: Es kam. Sie glaubte, leibhaftig das Raßen des Geahnten zu verspüren; in ihren schlummerlosen Nächten stand's vor ihr und starrte sie an, mit unergründlichen Rätsel-Augen: formlos und dennoch gestaltet und lodend.

Es wurde Frühling; die schwarzen Schollen starrten nackt zum überhangenen Himmel, und der Westwind trug den feuchten Erdergeruch durch die Lande. Hinter dem Hause, auf der Sonnenzeilen, standen die Weisähen, dicht, duftend und blau, wie noch nie. Gabriele pflückte, wie in jedem Jahre, die ersten, wenn sie gleich dabei nicht mehr über den Bach sprang, wie noch vor Kurzen, und that ein zierlich gebundenes Sträußchen in ihre Bibel, wie sie's gewohnt war. Sieben Gefährten fand es zwischen den Blättern des Buches; es war das achte, und fürder kam keines mehr dazu. Das Brombeergewiß vor dem wüsten Garten stand in weißem Blust; sie freute sich damit. Aber noch lieber denn je zuvor vernahm sie das Rufen der Wasser, die an ihrem Kammerfenster vorüber in die grüne Weite rannen.

Man hatte sie zum Milchverkaufes gethan, der eine Ruhung Frau Salome's bildete und dem neben einer ansehnlichen Erbschaft diese ihr beträchtliches eigenes Vermögen dankte; denn das Mädchen sollte verdienen lernen. Es erwies sich geschickt und nicht unflug dabei; ein Theilchen des Gewinnes verblieb ihm: „Sie muß sparen können.“ Das legte Gabriele sorglich zusammen und freute sich mit seinem Wachssthum. Das mißfiel Frau Salomen keineswegs; sie hatte „das Kind“ freilich niemals mit der Marie, die ganz befremdlich wirr und ängstlich geworden war, auf den Knien liegen und inbrünstig die Brust schlagen gesehen. Beide beteten unbewußt

um ein Geldes: um Kraft gegen sich selbst. Niemals hatte die Bauersfrau auch Gabrielen beobachtet, wenn die ihr Erspartes vor sich liegen hatte, es überzählte und heimlich dabei erwog, ob es auch für alle Fälle — und sie hätte nicht einen bestimmten nennen können! — reichen möge. Das wurde ihr immer sauer, wie alles, was Rechnen hieß; aber die kummervoll sorgende Falte der Stirn und das trübseelige Gängen der Mundwinkel bei solcher Arbeit hätte Frau Salome kaum verstanden, und so wäre ihr auch wohl das recht und eine neue Veruhigung gewesen . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hund als Redensart.

Wenn man heutzutage von jemandem sagt, er sei „auf den Hund gekommen“, so bedeutet das den wirtschaftlichen Verfall. Der Betroffene wird über die Entstehung der Redensart nicht viel nachdenken, er fühlt ihre Schwere und bricht unter dem Druck der schlechten Verhältnisse vielleicht zusammen. Aber auch jene, die sich solcher Redensart bedienen, begnügen sich mit dem bezeichnenden Ausdruck und kümmern sich nicht weiter um dessen Ursprung.

Um den Chiemsee herum hieß vor Zeiten erspartes Geld besitzigen „Hunde haben“. Sagte man von einem gutstürzten Bauer, er habe „viel Hunde hinten“, so bedeutete das, daß er Kapitalist sei; das Gegenheil lautete: „es sei einer auf den Hund gekommen“, d. h. er mügte den „Hund“ angehen, das Kapital oder die Erbsparnisse angreifen. Die Bedeutung zwischen einst und jetzt ist also eine verschiedene, eine schlimmere geworden. Der „Hund“ zur alten Zeit wurde stets verborgen gehalten, daraus entstand das Sprichwort: „Da liegt ein Hund begraben“, d. h. in dem Hause ruht begrabenes Geld. Lautete die Redensart: „In dem Hause steckt ein alter Hund“, so bedeutete das, daß Geld noch von den Voreltern vorhanden sei.

Interessierten sich Diebe oder das Steueramt für verborgene Spargaler, so nannte der Volksmund dies den „Hund schmeden“. Die Bedeutung den „Hund finden“ hat sich in unseren Tagen verändert, es heißt das in der Gegenwart so viel als eine Ursache, einen Anstand herausfinden.

Ueber die Besitzverhältnisse oberbayerischer Bauern hätten seiner Zeit die Kupferschmiede von Rosenheim, Traunstein und Trostberg bessere Auskunft als die Rentamtleute geben können, wenn absolutes Schweigen über derartige Angelegenheiten nicht Ehrensache und Vertrauensangelegenheit gewesen wäre.

Die Kupferschmiede fabrizirten vor Jahrzehnten für die Bevölkerung des Chiemgautes spezielle kupferne Urnen, die im Volksmunde „Tausendguldenflaschen“ genannt wurden und genau tausend Silbergulden faßten. Die Füllung und Verlöthung solcher Sparflaschen war wieder Vertrauenssache, denn man überließ dieses Geschäft dem Kupferschmiedemeister ausschließlich, und dieser füllte die Urne mit dem Geld ohne Zeugen, ohne Gehilfen, Nachts bei Licht in verschlossener Werkstatt, und lieferte die verlöthete Geldflasche gleichfalls heimlich an den Besteller ab. Niemals ist ein Zweifel aufgetaucht oder ausgesprochen worden. Dem Spezialforscher nach solchen Verhältnissen, dem verstorbenen Rentbeamten Hartwig Beck in Traunstein, ist kein Fall bekannt geworden, daß je eine unlaute Handlungsweise eines Kupferschmiedes vorgekommen sei. Die Besitzer der Hundeflaschen begnügten sich mit dem respektablen Gewicht der Urnen und fragten nie nach dem selbstverständlichen silbernen Inhalt. Gewöhnlich wurden solche Schatzurnen in die Stollen des Herdes eingemauert, entweder vom Bauer selbst oder von einem vertrauenswürdigen Maurer. Wenn ein Bauer seine Sparbüchse unter den Dielen des Viehstalles vergrub, war meist große Gefahr im Verzug, Kriegsgefahr, Plünderung und Feuersbrunst. Die feindlichen Scharren pfliegen doch immer im Schutt eines Wohnhauses nach silberner Beute zu stoßern und ignorirten die Ställe, deren Vieh mit fortgetrieben wurde.

Beck erzählt in seinem Werke „Chiemgauer Volk“ von einem Schmied, der seinem Nachwuchs bezüglich des „ersparten Hundes“ nicht mehr traute und das Spargeld unter den Dachziegeln seiner Werkstatt heimlich die Balken mit Doppelgülden belegte. Der Schmied kalkulirte, daß man sie da auf dem Dächlein seiner Fußschlagsstätte an der offenen Gasse und im Freien gewiß nicht vermuthen oder suchen werde. Als er einmal selbst eine größere Summe benötigte und wechseln lassen mußte, da hatte das Geld von dem Eisenrauch einen platinartigen Glanz angenommen, und der verdußte Schmied gerieth in den Verdacht der Münzfälschung. Dümmer war jenes Chiemgauer Bäuerlein, das sich die Neuerung der Hypothekenscheine zu eigen machte, solche für sein Hartgeld kaufte und ohne jede Umhüllung in eine Wand seines Hauses einmauerte. Die Ueberschneidung war nach Jahren groß, als der Schlauberger die Noten beim Aufbrechen der Geheimstelle vom Mörtel und der Feuchtigkeit bis zur Unkenntlichkeit zerfressen und werthlos geworden vorfand. Den modernen Sinn vom „begrabenen Hund“ hätte man in diesem Falle gut anwenden können.

Auch mit dem Tanzplatz hat der „Hund“ Beziehungen. Den „Hund hüten oder feilhaben“ heißt bei Mädchen auf dem Tanzplatz zugehen sein und nicht zum Tanz gezogen werden. Also das Mauerblümchen der Jetztzeit. Ein Mädchen „führt den Hund heim“, wenn

es vom Tanzplatz geht, ohne ein einziges Mal getanzt zu haben. Wird das Mauerblümchen erlöst, so kann es den „Hund verlaufen“. Die Tanzaufforderung hieß früher den „Hund ablösen“.

Die Redensart: „Der Hund geht mir vor dem Licht um“ kennt schon Hans Sachs; diese will besagen, daß man nicht klar sehe in der Sache.

Freist es: „Dem hat der Hund Most genommen“, so ist gesagt, es wurde unrichtig gemessen.

Der Hund ist im Dialekt merkwürdigerweise zum Superlativ avancirt. Bei einer Hundelalte steht das Thermometer sehr tief unter Null, die Kälte ist also sehr groß. Ein Hundewetter ist belamitlich so schlecht, daß man keinen Hund ins Freie jagen möchte. Das Hundeelend ist groß und kennt verschiedene Variationen im Superlativ. Ist einer hundsmüd, so wir der sicher seine Knochen und eine heillose Müdigkeit spüren.

„Canis est miseriae typus.“ Das Adjektiv hundsig bedeutet laug, ärnlich, dürftig. Grüßte jemand „mit Hundschanden“, so will man damit sagen: Der Betreffende würdigte einem kaum des Grußes.

„Hundsjung“ ist gleichfalls ein dialektischer Superlativ für sehr jung. Der „Hund“ in Bergwerken ist bekannt. Einen „Wasserhund“ kennt der Wasserbautechniker, es ist die Vorrichtung zur Ueberschwerung des Stromanfalles gemeint. Unter „Feuerhund“ versteht der Gebirgler eine Vorrichtung zum Auflegen des Brennholzes. Einen speziellen „Hund“ kennen die Flößer auf der Isar: die verbundenen Bretter oder Stämme, welche sie unter einem gegen den Strom mehr oder minder offenen Winkel an einen auf dem Sand feststehenden Floß bringen und mittels Seilen festhalten, um durch diesen Aufhang den Andrang des Wassers wirksamer und sich wieder flott zu machen.

Selten wird der Ausdruck Mauhund für Raqe gebraucht. Was sich sonst noch an Redensarten und Sprüchen in Verbindung mit „Hund“ namentlich im Bergvolk vorfindet, ist ein Superlativ von Verbtheit und daher nicht diskutirbar. —

Arthur Schleiter.

Kleines Feuilleton.

ss. Marconi über die bisherigen Erfolge der Telegraphie ohne Draht. In der Versammlung der englischen „Institution of Electrical Engineers“ am 3. März hielt Marconi einen Vortrag über seine drahtlose Telegraphie. Nachdem er zunächst den Apparat beschrieben, ging er auf die gegenwärtigen und zukünftigen Erfolge des neuen Verfahrens ein. Dem von ihm konstruirten Coherer sowie dem senkrechten Leitungsmaste legte er eine große Bedeutung bei. Er hat festgestellt, daß die Entfernung, auf welche die drahtlose Telegraphie benutzt werden kann, direkt von der Höhe des Mastes abhängt, und zwar steigt die mögliche Entfernung im quadratischen Verhältniß zu der Verlängerung des Leitungsmastes. Würde letzterer 80 Fuß hoch genommen, so konnten auf eine Entfernung von 18 englischen Meilen telegraphische Zeichen übermittelt werden. Marconi ist seiner Sache gewiß, daß man mit einem Mast von 114 Fuß Höhe über den Kanal hinweg 32 englische Meilen weit zwischen Folkestone und Boulogne eine regelmäßige telegraphische Verbindung wird erhalten können. Bei entsprechender Höhe des senkrechten Leiters haben mehrere Hügel und künstliche Hindernisse oder auch die Krümmung der Erde keinen störenden Einfluß mehr auf die Fortpflanzung der elektrischen Wellen. Eine wichtige Aufgabe bleibt noch in der Hinsicht zu lösen, daß die ohne Draht versandten Depeschen nur von einem bestimmten Orte aus vernommen werden, für andere in der Umgebung befindliche Empfangsapparate aber unabhörbar sein müssen. Marconi hält die Befriedigung dieses Bedürfnisses durchaus nicht für unmöglich. Man könnte es so einrichten, daß die beiden Apparate, zwischen denen ein Depeschentweschel erfolgen sollte, vorher in einer gewissen übereinstimmenden Weise eingestellt sein müssen, so daß dann ein telegraphischer Verkehr nur zwischen diesen beiden Stellen eröffnet werden kann, während andere nicht in der gleichen Weise eingestellte Apparate außer Thätigkeit bleiben. Noch ein anderer Weg für die Sicherung des Verkehrs zwischen zwei einzelnen Apparaten kann vielleicht mit Erfolg besprochen werden. Marconi hat festgestellt, daß man durch geeignete Reflektoren ein fast geradlinig verlaufendes Bündel von elektrischen Strahlen in einer gewünschten Richtung ausenden kann und daß auf eine Entfernung von drei Kilometer kein Empfangsapparat auf diese Wellen anpricht, der nur 50 Fuß zur Rechten oder zur Linken von der Mittellinie dieses Strahlenbündels abseits liegt. Der italienische Erfinder äußerte die Vermuthung, daß diese Thatsache besonders zur Führung von Schiffen bei starkem Nebel zu verwenden sein werde, indem die elektrischen Strahlen in gleicher Weise zur Richtschnur für Hafeneinfahrten gemacht werden können wie die Leuchtfeuer, und indem ferner zwischen zwei auf einander zufahrenden Schiffen festgestellt werden kann, ob die beiderseitige Fahrtrichtung die Gefahr eines Zusammenstoßes einschließt. Bisher hat man solche gerade Strahlenbündel freilich nur auf etwa drei bis vier Kilometer zu senden vermocht, aber Marconi ist der Meinung, daß weitere Verbesserungen eine Vermittelung auf noch größere Entfernungen ermöglichen werden. Gegenwärtig steht jedenfalls die Anwendung des senkrechten Leitungsmastes noch im Vordergrund der Experimente. Letztere scheinen jetzt mit dem Erfinder der drahtlosen Telegraphie selbst ihren Sitz haupt-

fächlich in England gefunden zu haben.] Zwischen der Insel Wight und dem Festlande, und zwar zwischen Alum Bay und Bournemouth sowie zwischen Poole und Bournemouth ist ein regelmässiger Depeschverkehr ohne Draht eingerichtet und hat in einem 14 Monate währenden Betriebe den Beweis geliefert, daß keine Witterungsverhältnisse einen störenden Einfluß auf die Thätigkeit der Apparate ausüben, die Entfernung zwischen den beiderseitigen Stationen beträgt hier 14 bezw. 18 englische Meilen. Der Leitungsmast für den Verkehr zwischen Poole und Bournemouth hat sogar bis auf 70 Fuß erniedrigt werden können infolge von Verbesserungen an den Apparaten und wahrscheinlich wird man sich künftig mit einer noch geringeren Höhe begnügen können. Im vorigen Herbst war zwischen der Nacht Osborne und dem Schloß Osborne auf der Insel Wight eine ständige telegraphische Verbindung auf dem gleichen Wege unterhalten worden. Dabei war die Gelegenheit vorhanden, den Einfluß von Hügeln zwischen der Send- und der Empfangsstation zu untersuchen, da die Nacht sich um die Insel herum bewegte, so daß verschieden ausgedehnte Landstrecken zwischen die beiden Stationen gelegt wurden. Es ergab sich, daß der Anwendung der Telegraphie ohne Draht über längere Landstrecken nichts im Wege steht. Eine große Bedeutung wird die neue Telegraphie für die Verbindung von Leuchtschiffen mit der Küste gewinnen, und es wurde bereits berichtet, daß seit dem September vorigen Jahres eine solche zwischen dem Goodwin-Leuchtschiff und dem Leuchtturm auf dem Vorgebirge South Foreland in Betrieb ist, die Entfernung beträgt hier zwölf englische Meilen. Auch die Stürme der letzten Zeit haben keine Unterbrechungen in dem telegraphischen Verkehr veranlaßt und haben vielmehr bewiesen, daß die Telegraphie ohne Draht in dieser Hinsicht zuverlässiger ist, als es oberirdische Drahtleitungen sein können. Eine größere Aufgabe steht der neuen Telegraphie nimmere in kurzem bevor, da die offizielle Genehmigung der französischen Regierung zur Einrichtung einer Verbindung zwischen der französischen und der englischen Küste über den Kanal hinweg eingetroffen ist. —

Theater.

Id. In der „Neuen Freien Volksbühne“ ist am Sonntag Nachmittag die Tragikomödie „Fräulein Pfannensiel“ von Max Gebhardt durchgefallen. Das ganz unreife Werk ist eine nicht gelungene Verschmelzung der alten Posse und literarischer Satire. Eine mannstolle alte Jungfer hat sich einen ältlichen Wittwer gelapert. Er führt sie in seine Familie ein. Dort findet sie seinen Stiefsohn Anton, einen verkrachten Studenten, jetzigen Volksschullehrer und heimlichen Dichter. Er gesteht ihr sein Thun, und sie enthüllt ihm, daß auch sie Künstlerin ist, und zwar eine von jenen, die Bücher schreiben, die jedes junge Mädchen ohne Erörtern lesen kann. Die beiden Kollegen schwärmen einander an. Sie wirft sich ihm an den Hals. Der Vater ist froh, die schrullige Person los zu sein. Anton sieht ein, daß auch er dem Fräulein nur als Experimentierobjekt für Liebe und Kolportage-Dichtung gedient hat. Er empfindet sich ebenfalls. Sie schwört, nie wieder einem der Männer, die alle nichts taugen, entgegenzukommen zu wollen und bemüht sich im nächsten Augenblick um einen aufstaudenden Jugendfreund. — Die billige Verhöhnung der alten Jungfer kam mehr heraus, als die lohnende Satire auf die schriftstellernde Masse der Kollegen „Fräulein Pfannensiel.“ Zwei Darsteller, Herr Dill und Herr Schindler, brachten in das verzerrte Ding sogar Charakteristik. — Das ist von den Herren, die im vorausgegangenen Lustspiel „Ohne Liebe“ von Marie von Ebner-Eschenbach spielten, nicht zu sagen. Nur Frau Hackmann-Zipfer traf den vornehmen Ton des schon im „Deutschen Theater“ aufgeführten Stückes. —

Musik.

Aus der Woche. Es ist immer von hohem Werth, wenn wir einerseits neben den ganz Großen und andererseits neben den Stämmern und Drängern tüchtige Talente haben, die der Uebersieferung Ehre machen; umsomehr dann, wenn die Mittelmäßigkeiten die Ueberlieferung diskreditiren. Das Dankesgefühl, das man jenen Talenten gegenüber hat, empfinden wir wieder, als am letzten Sonntag in der zweiten Kammermusik-Matinee „Galix“ eine neue Violinsonate von Friedrich Gernsheim aufgeführt wurde — seine dritte, F-dur, op. 64. Längst kennt man Professor Gernsheim, den Dirigenten des Stern'schen Gesangsvereins, als einen gewandten und beliebten Komponisten, zumal für Kammermusik. Der ziemlich kühle Beifall sollte wohl sagen, daß dieser Mann Verdienste genug hat, um einer lauten Kundgebung nicht zu bedürfen; und so mehr aber darf die Kritik das viele Werthvolle anerkennen, das in diesem Werk, namentlich in seinen Mittelsätzen enthalten ist — allerdings sorgsam auf Stroß gebettet. Namentlich erstreute ein Zug des Frischen und Kräftigen, der abstaß von dem etwas sentimentalen Zug des vorhergehenden Streichquartetts D-moll von E. E. Taubert, das schon bekannt war und jedenfalls, z. B. gegen Ende durch seinen schönen Uebergang in Dur, wohlgefällig wirken konnte. Die Herren spielten — mit Gernsheim am Klavier — im Allgemeinen gut und verstanden, besonders in Beethoven's G-dur-Quartett als Schlußstück, auch ganz zu werden; die Einseitigkeit und Präzision anderer Quartettgesellschaften, z. B. der „Böhmen“, bestigen sie allerdings nicht.

Die Letztgenannten haben in ihrem Abschiedsabend am 8. d. M. wohl wieder Entzückendes geleistet. Wenigstens berichtet

mein Vertreter in diesem Sinne folgendermaßen: Das Konzert begann leider eine halbe Stunde früher als die Ankündigungen besagten. Obwohl nun diese Gäste für das musikalische Berlin keine vorübergehende Erscheinung mehr sind, scheint doch einstweilen die Verblüffung größer zu sein als das Verständniß. Hat doch selbst die berufen und besonnene Kritik wesentlich nichts anderes bemerkt als „temperamentvolles“ Spiel, nicht ohne den Vorbehalt der künstlerischen Ueberlegenheit unserer üblichen Maßhaltigkeit. Damit aber, daß die Spieler an gewissen Stellen in eine bei uns ungewohnte äußerlich erkennbare Bewegung gerathen, sind Eindrücke, wie die hier erstelken, kaum im Virtuosenpiel, sicher aber nicht bei Kammermusik erreichbar. Was hinreißt, das ist im höchsten Kreise musikalischer Gestaltungskraft die gleiche Unmittelbarkeit wie bei Zigeunerkapellen; eine Urwüchsigkeit, wie sie technisch auch in der unkorrekten und unschönen Vogenführung des ersten Geigers zu Tage tritt, mit der er gleichwohl alle seine Absichten tadellos verwirklicht. Das Geheimniß liegt darin, daß sozusagen jeder Spieler nicht seine Stimme, sondern das Stück spielt — anders als „bei uns“. Jedes Instrument arbeitet deutlich am Vortrag der Hauptstimme mit, im anscheinenden Mitwirken an dem, wovon jede, auch die jeweilige so zu nennende Hauptstimme doch nur ein Theil ist. Man denke an das Tremolo der Bratsche zu der Cello-Cantilene am Ende des Vento in Dvorák's F-dur-Quartett und an die ganze Führung der Pizzicato-Bässe im Andante des Beethoven'schen C-dur-Quartetts. Erst bei solcher selbstbewußter Selbständigkeit aller Stimmen wird den meisten Laien der volle Reiz der Polyphonie und das Verständniß für den Aufbau und Fortschritt eines Satzes ausgehen.

Da ich fast die ganze Woche hindurch von Berlin abwesend war, mußte ich auch die meisten übrigen wichtigeren Konzerte einem Vertreter überlassen. So das Schlußkonzert der Philharmoniker unter Nikisch. Das Orchester — heißt es — war glänzend wie immer, Richard Strauß' „Don Juan“ wirkte mächtig, und der berühmte Violinist Eugène Ysaÿe aus Brüssel erzielte sehr viel Beifall — auffallend war besonders sein voller Ton.

David Popper fand in seinem Abschiedskonzert wieder einen geradezu stürmischen Beifall. Mein Vertreter hatte von ihm bei aller Anerkennung der Meisterschaft doch einigermaßen den Eindruck des Salonkünstlers. Der mitwirkende Sänger George Ferguson aus London soll eine sehr gute und gut geschulte Stimme, aber keine Wärme besitzen und im Uebrigen eine sehr sympathische intelligente Erscheinung sein.

Konservatoriums-Konzerte sind für gewöhnlich kein Gegenstand des Musikreferats. Einer Ausnahme würdig sind die drei Festaufführungen, mit denen am 11., 12. und 13. März das älteste Konservatorium Berlins, das Stern'sche, seine neuen Räume in der Philharmonie einweihte. Erst kamen die Lehrer daran, dann die Musikschüler, dann die Schauspiel- und Opernschüler. Ich konnte den zweiten Abend besuchen und mich besonders einiger bereits in der Öffentlichkeit stehender Solisten freuen; Frä. Melanie Holländer ging den musikalischen Solisten durch einen sehr gut gesprochenen und von der auf dem Programm genannten Dichterin gut gemeinten Prolog voran — einen von dem Typus, den man doch endlich einmal sterben lassen sollte. Von besten Gesellen mir verhältnismäßig die „Gedenklätter“, die bei diesen Konzerten ausgegeben wurden, verfaßt von dem Schriftführer der Anstalt, Herrn Rodnagel. Sie enthalten nämlich außer den (freilich lädenhaften) Personalisten und dergleichen eine Zusammenstellung „Zur Geschichte des Stern'schen Konservatoriums“. Die Geschichtsschreibung der künstlerischen Hochschulen liegt noch so sehr im Argen, daß jeder Beitrag zu ihr geradezu mit Bier aufgegriffen werden kann. Allerdings leidet auch dieser an dem gleichen Mangel wie fast alle solchen Beiträge: er bietet nur eine Geschichte des betreffenden Schulwesens, nicht des betreffenden Unterrichts wesens. Ueber Lehrverfahren u. dergl. giebt es auch hier nicht einmal eine Andeutung. — Herr Direktor Gustav Holländer kann mit Befriedigung auf das Erreichte blicken. Von seinem neulichen eigenen Quartettabend, dem zweiten, dem noch ein dritter folgen wird, höre ich, daß er leider weniger besucht war, als diesen werthvollen Darbietungen gebührt hätte. —

Psychologisches.

c. Ueber die Schrift Gesunder und Geisteskranker hat Adolf Groß umfassende Untersuchungen angestellt, deren Ergebnisse er in den „Psychologischen Arbeiten“ veröffentlicht hat. Danach giebt die Beobachtung der Schreibthätigkeit Geisteskranker genaue Merkmale für die Bestimmung bestimmter Formen der Erkrankung. Die Grundlage der Untersuchung bildeten Versuche an 17 Gesunden, 9 Wärterinnen und 8 Wärtern der Irrenklinik, und zwar waren die Aufgaben, die gestellt wurden, sehr einfach: zwei 10 Zentimeter von einander entfernte Punkte durch eine gerade Linie zu verbinden; fünf Punkte nacheinander zu machen; den kleinen deutschen Buchstaben „m“ zu schreiben; die Zahlen 1—10 zu schreiben; von 20 rückwärts mit 3 zu subtrahiren. Die Schreibbewegungen, die hierzu nötig sind, wurden durch einen sinnreichen Apparat genau registriert. Jeder Gesunde hat, das war das Ergebnis dieser Untersuchungen, eine charakteristische Art des Ablaufs der Schreibbewegungen, die sich in deutlich erkennbaren Eigenthümlichkeiten seiner Druckkurven äußert. Dabei entspricht der Mehrzahl der gesunden Personen ein mittlerer Schreibtypus. Dagegen läßt sich als allgemeine Wirkung jeder geistigen Erkrankung die Veränderung der Individualität in der Schrift und der Erfas der individuellen Merkmale durch pathologische Eigen-

ähnlichkeiten feststellen. Die gleiche seelische Störung verleiht verschiedenen Personen gemeinsame Eigenschaften ihrer Schreibbewegungen, ähnliche Drucklinien. Folgen bei der gleichen Person verschiedene seelische Störungen aufeinander, so haben sie zur Folge, daß die Schreibthätigkeit zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise, je nach dem Ort der Störung, ausgebildet wird. Bei drei untersuchten Blödsinnigen war die Dauer aller Schriftzeichen durchweg vergrößert gegenüber dem normalen Typus: die Schriftzeichen sind meist klein, Haar- und Grundstriche sind nicht ausgeprägt. Die Rechenfähigkeit ist beeinträchtigt, in schweren Fällen bis zu völliger Verlegen. Bei der Schrift Tobsüchtiger fällt neben ihrer Größe die unkorrekte Ausführung auf. Der Ablauf der Schreibbewegung entspricht dem unstillen Wesen der Patienten. Während sich in der Ausführung der Schriftzeichen zunehmende Erregung ausprägte, wirkte beim Rechnen der Zwang, sich geistig zu beschäftigen, hemmend. Es giebt auch Kranke, bei denen sich die Symptome des Blödsinns und der Tobsucht mischen, und auch dies prägt sich in den Schriftzeichen aus, die die Merkmale beider Zustände in mannigfacher Weise verbinden. Die Untersuchung an katatonischen Kranken wurde sehr erschwert durch den für diesen Zustand charakteristischen Widerstand gegen alle äußeren Einflüsse. Die Ungleichartigkeit der aufgefundenen Werthe für dieselben Bewegungsformen bei derselben Versuchsperson ist kennzeichnend für den katatonischen Zustand. —

Anthropologisches.

io. Heber die ältesten Menschenrassen hielt Schwalbe vor dem naturwissenschaftlichen medizinischen Verein in Straßburg einen Vortrag, in dem er sich ganz besonders mit dem berühmten Affenmenschen von Java (Pithecanthropus) beschäftigte. Man wird sich noch des Aufsehens erinnern, daß der im Jahre 1894 gefundene Fund merkwürdiger Skelettheile in jungtertiären Schichten auf der Insel Java durch Dubois in der gesamten wissenschaftlichen Welt erregte. Der Entdecker selbst vertrat den Standpunkt, daß die von ihm gefundenen Knochen die Ueberreste eines Wesens wären, das ein Bindeglied zwischen Mensch und Affe darstellte. Eine Reihe anderer Forscher hielten dagegen die Knochen lediglich für die eines bisher unbekanntem ausgestorbenen menschenähnlichen Affen, der den jetzt lebenden Gibbons verwandt wäre; noch andere hielten sie für die Ueberbleibsel eines wirklichen Menschen, des ältesten, von dem man je eine Spur entdeckt hätte. Schwalbe hat sich die Mühe unternommen, den Schädel des Pithecanthropus mit einer Reihe menschlicher Schädel zu vergleichen, die bisher für die ältesten galten. Der wichtigste davon ist der sogenannte Neanderthal-Schädel, der im Jahre 1850 in einer kleinen Höhle zwischen Düsseldorf und Elberfeld gefunden wurde und noch bis heute der Gegenstand lebhaftester Auseinandersetzungen zwischen den Anthropologen aller Länder gewesen ist. Schwalbe verglich nun also durch genaue Messung den Neanderthal-Schädel einerseits mit dem Schädel des angeblichen Affenmenschen von Java und andererseits mit einem normalen Schädel der gegenwärtig lebenden Menschenrasse. Der Neanderthal-Schädel zeichnet sich aus durch eine ziemlich bedeutende Länge, sehr stark vorspringende Stirnbogen über den Augen, eine geringe Wölbung des ganzen Schädelbaches und eine sogenannte stiehende Stirn; der letztere Ausdruck ist als Gegensatz zur senkrechten gewölbten Stirn zu verstehen. Mit Bezug auf die Wölbung des Schädelbaches steht die Neanderthal-Rasse etwa in der Mitte zwischen dem heutigen Menschen und dem Affenmenschen von Java, ist aber letzterem hier in etwas näher verwandt als ersterem, der Pithecanthropus gleicht darin wesentlich dem Schimpansen. Aus der Gesamtheit der Untersuchungen zieht Schwalbe den Schluß, daß der Neanderthal-Mensch dem Affenmenschen überhaupt näher steht als dem heutigen Menschen, daß aber der Affenmensch immerhin dem Affen noch näher verwandt ist als dem Neanderthal-Menschen und übrigens nicht den Gibbons, zu denen der Orang-Utan gehört, sondern dem Schimpansen am nächsten steht. Der Pithecanthropus ist nach seiner Meinung entweder der höchststehende Affe oder bereits ein Bindeglied zwischen den Affen und den Menschen. Ausführlichere Beweise für diese Behauptung wird Schwalbe in einer späteren Arbeit geben. Es ist noch zu bemerken, daß dieser Forscher die Neanderthal-Menschen als eine besondere Art der Menschengattung betrachtet, der er den Namen Homo neanderthaliensis giebt. Wahrscheinlich sei diese niedrigstehende Menschenart das Bindeglied zwischen dem heutigen Menschen und dem höchststehenden Affen, nicht aber der Pithecanthropus, —

Technisches.)

— Neuerungen im österreichischen Telegraphen-Vertriebe. Die stetige Ausdehnung der telegraphischen Korrespondenz in Oesterreich hat die Staatsverwaltung veranlaßt, alle jene Einrichtungen zu treffen, die auf möglichste Ausnützung der Leitungen hinzuzielen. Hierzu gehört vor allem die Einführung der Gegenwärtigen Methode (Duplexsystem), wodurch es ermöglicht ist, auf einem Drahte gleichzeitig zwei Telegramme nach entgegengesetzten Richtungen abzutelegraphiren. Hierfür hat sich die sogenannte Differential-Methode am besten bewährt. In den letzten Jahren hat auch die Duplex-Telegraphie fast in allen Landeshauptstädten Oesterreichs Eingang gefunden. Mit Paris korrespondirt die Wiener Telegraphen-Zentrale mit Hilfe eines vom französischen Telegraphen-Ingenieur M. Baudöt erfundenen Apparates, der eine zwei- bis achtfache Korrespondenz auf einem einzigen Drahte

gestattet und der so konstruirt ist, daß die in Wien in Form von Punkten und Strichen gegebenen telegraphischen Zeichen durch einen sündreich konstruirten Mechanismus als gedruckte Buchstaben in Paris erscheinen. Der Baudöt-Apparat ist ein Meisterstück moderner Technik. Die österreichische Telegraphen-Verwaltung zahlte dem Erfinder für die Ueberlassung des Apparates die Summe von 100 000 Fr. Die neuen automatischen Aufzugs-vorrichtungen für den Hughes-Apparat werden in der Wiener Telegraphen-Zentrale erprobt und deren Einführung ist bereits gesichert. Diese Aufziehvorrüchtungen befreien die Telegraphen-Beamten am Hughes-Apparat von der höchst aufreibenden Arbeit, während des Telegraphirens mittels Trittbrettes und Zahnradleite ein Gewicht von 60 Kilogramm ununterbrochen aufzuziehen. Die neueste, erst seit wenigen Wochen bestehende Einrichtung in der Wiener Telegraphen-Zentralstation ist die Einführung von Akkulatoren an Stelle der Daniellschen Batterien, die nun außer Gebrauch gesetzt wurden. — („N. Fr. Pr.“)

Humoristisches.

— Besänftigt. A.: „Sie sind ein Ose!“
B. (aufbrausend): „Mein Herr!“
A.: „Das heißt, ich meinte objektiv!“
B.: „Ach so!“ —

— Eine Pfändung in Sachsen. Gerichtsvollzieher (bei einem Chambregarnisten): „Liebes Herrche, haben Sie ooch 'n eechenen (eigenen) Kleberberchrank?“
„Ne, mei Kneister, ich hab' Sie blos 'nen Kiefern!“ —

— Frühlingsanfang an der Börse. A.: „Was meinen Sie, soll man kaufen?“
B.: „Kaufen Sie Quecksilber, das steigt bestimmt.“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Die Goethe-Gesellschaft wird ihre diesmalige General-Versammlung in Müßicht auf den 150. Geburtstag des Dichters in festlicher Weise ausgestalten. —

— Im Metropol-Theater geht am 15. März ein Berliner Vaudeville in drei Akten „Der wilde Meher“ von Leon Leipziger, Musik von Franz Wagner, in Szene. —

— Die Slawina-Truppe vom Alexander-Theater in Petersburg wird ihr Berliner Gastspiel im Schauspielhaus mit einem historischen Drama aus der Zeit Zwan's des Schrecklichen beginnen und die übrigen sechs Vorstellungen dann im Lessing-Theater geben. —

— Ein Stüd von Felix Dörmann: „Die Zimmerherren“, das am Wiener Carl-Theater zur Aufführung gelangen sollte, wurde von der Zensur nicht zugelassen. —

c. a. Eine Theater-Aufführung von Taubstummen wurde in Newark, New-Jersey, veranstaltet. Schauspieler und Publikum, Billetverkäufer und Thürsteher, alle waren Taubstumme. Gegeben wurde eine Pantomime „The Lover's Stratagem“. —

— Das Teatro Real in Madrid kündigt für den April und Mai dieses Jahres die Aufführung der Wagner'schen Tetralogie „Der Ring der Nibelungen“ an. —

— In E. Schulte's Kunsthalon „Unter den Linden“ sind sechs größere Bilder von Friß v. Uhde ausgestellt. —

— An der Harvard-Universität in Cambridge (Massachusetts) soll ein Germanisches Museum errichtet werden. —

t. Ein neues botanisches Preisausschreiben wird von der Gesellschaft für Pflanz- und Naturgeschichte in Genf erlassen. Der Preis beträgt 500 Franken und soll stets für die beste Einzelbeschreibung einer Pflanzengattung oder Pflanzenfamilie verlichen werden. —

— Die russische geographische Gesellschaft rüstet eine neue Expedition zur Erforschung Zentralasiens aus. Diese wird ihren Weg durch die West-Mongolei und die Wüste Gobi nehmen, das Kaschan-Gebirge überschreiten und durch das Kufunor-Gebiet zum Oberlauf des Gelben Flusses vordringen. —

— Auf der Sternwarte Königsstuhl bei Heidelberg hat Professor Wolf im Sternbilde der Andromeda einen neuen Kometen (1899 b) aufgefunden. Nach seiner gegenwärtigen Stellung zu schließen, ist der neu aufgefunden, vorläufig noch sehr lichtschwache Komet vermuthlich identisch mit dem periodischen Kometen „Lutke“, dessen Wiederkehr in diesem Jahre zu erwarten steht. Dieser Komet ist bereits im Jahre 1790 von Méchain beobachtet worden; er hat eine Umlaufzeit von 13³/₄ Jahren. —

— Den längsten Telephondraht in den Vereinigten Staaten besitzt, nach einer Mittheilung des „Prakt. Wegw.“, Würzburg, seit kurzem die Pennsylvania-Telephon-Compagnie. Derselbe ist 1600 Fuß lang und reicht von Camberville, N. Y., über den Delaware-Fluß nach New-Hope, Pa. —